Nummer 123 Montag, 31. Mai 1926

Berliner Familien-Zeitung

BLUFF

ROMAN VON HERMANN HEYERMANS

Autorisierte Uebertragung des holländischen Originals von Else Otten.

[24. Fortsetzung.] Copyright 1926 by Rudolf Mosse, Buchverlag, Berlin. [Nachdruck verboten.]

„Ich möchte mich Ihnen nicht aufdrängen, Fräulein Rondeel," sagte er jetzt beinahe herzlich; „und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie elend Sie sich fühlen müssen. Aber dennoch — glauben Sie mir — hier darf nicht gezögert werden. Das würde ein zweites Verbrechen sein. Ein Mann wie dieser Jan Kikker, intelligent, gebildet, von tadellosem Ruf, kann die Tat nicht begangen haben, wenn es ihm nicht auf einen Racheakt gegen den Verstorbenen ankam. Daß es ihm auf den Diebstahl angekommen wäre, vermag ich nicht ohne weiteres zu glauben. Und jetzt sagen Sie mir einmal in aller Aufrichtigkeit — jetzt, nachdem Sie Ihre Verlobung mit Henry Jones gelöst haben: gab es irgend eine Freundschaft oder Neigung oder, um kein anderes Wort zu gebrauchen, eine besondere Sympathie zwischen Ihnen und jenem . . . ."

„Gebrauchen Sie kein böses Wort," unterbrach sie ihn. „Ich kann Ihnen nur sagen, daß mir ist, als müßte ich wahnsinnig werden. Dieses Telegramm ist das Schlimmste, was mir widerfahren konnte . . ."

„So lassen Sie mich denn zum letzten Male die Frage an Sie richten, Fräulein Rondeel," sagte er jetzt mit echtem Mitgefühl — „ob der verstorbene Herr Artur Rondeel sich nicht irgendwann einmal gegen Ihre Schwärmerei für den Sportsmann Jan Kikker ausgesprochen hat, der sein Privatsekretär war, und ob er Sie nicht einfach ausgelacht hat, als Sie von einer Möglichkeit sprachen — und ob er Ihnen damit nicht den Sohn seines Sozius Jones zusagen aufgedrängt hat . . . ."

„Ich lasse mich nicht zwingen!" sagte sie wieder sehr kühl; sie war viel zu stolz, um dem rothaarigen Kriminalkommissar alles einzugestehen. „Ich habe Henry Jones freiwillig genommen, und heute morgen habe ich ihm sein Wort zurückgegeben, weil er mir schändliche Dinge sagte."

„Was für schändliche Dinge?"

„Das geht nur mich und meinen bisherigen Bräutigam an. Jetzt habe ich Ihnen alles gebeichtet, was ich zu beichten habe, und nun bitte ich sie freundlichst . . . ."

„Ich werde Sie nicht länger aufhalten," sagte Nathan Marius Dupore: „Das übrige werde ich auch ohne Ihre Hilfe . . . wollen Sie mir nur vielleicht noch gestatten, ein paar Fragen an Sie zu richten, die Ihnen vermutlich nicht peinlich sein werden?"

Sie nickte zustimmend, während sie den Eindringling heimlich verwünschte, andererseits nicht um die unangenehme Vorstellung herumkam, daß er sich all die Dinge, die auf dem Schreibtisch herumlagen, angesehen hätte, während sie bewußtlos gewesen war.

„Haben Sie", begann er forschend, „dem Verdächtigen oder, besser gesagt, Schuldigen einen Brief in die Hand gedrückt, als der Zug sich bereits in Bewegung setzte? Ich glaube das mit eigenen Augen gesehen zu haben . . ."

„Keinen Brief . . ." sagte sie, „nur einen kleinen Zettel, auf dem ein paar Worte standen, wie sie jedes Kind einem Freunde des Vaters in solchem Augenblick mitgegeben haben würde: „Gib in Gottes Namen acht auf ihn, Jan!" Ich hatte so eine Ahnung, als ob meinem Vater etwas zustoßen würde; denn er litt vielfach an Schwindelanfällen. Er traute sich nicht einmal, allein auf einen Balkon hinauszutreten."

„War es vielleicht dieses?" fragte Dupore und hielt ein zerknülltes buntes Papier, das er sorgfältig glatt gestrichen und gleich einer Reliquie in seinem Portefeuille verwahrt hatte, unter die Lampe.

Sie betrachtete das abgerissene bunte Stückchen einer Rechnung, auf das sie in der Bahnhofshalle rasch die paar Worte gekritzelt hatte, und das jetzt einem großen Spinngewebe aus Falten und Rissen glich — sie erkannte die beinahe verwischten Buchstaben ihrer eigenen Handschrift und schaute Dupore verwundert an.

„Das ist es", sagte sie: „Wie kommen Sie dazu?"

„Als er es gelesen hatte," log der Kommissar — „es kostete ihn Mühe, so gleichgültig weiterzuplaudern, während sie ihm doch mit dem Wiedererkennen dieses so gewichtigen Beweisstückes riesengroße Freude machte — „knüllte er den Zettel gedankenlos zusammen und ließ ihn im Korridor des D-Zuges fallen. Das ist alles. Ich hatte mich also nicht geirrt?"

„Nein," wiederholte sie; „ich gab ihm den Zettel. Er würde sich für meinen Vater bis zum letzten Blutstropfen aufgeopfert haben . . . ."

„Nun aber ermordete und beraubte er ihn", bemerkte Dupore höhnisch.

„Das hat Jan nicht getan, das kann er nicht getan haben!" fuhr sie leidenschaftlich auf; „dafür lege ich meine Hand ins Feuer . . ." Dabei muß ein anderer im Spiele sein!"

„Herr Josephus Bok", bemerkte Dupore trocken.

„Ach, nicht doch, dieser harmlose Mensch, der keiner Fliege ein Leid antut!" sagte sie und nahm so den zweiten Verdächtigen auch in Schutz. „Ich will Ihnen nur eins sagen: wenn Ihr Telegramm die Wahrheit enthält, dann ist auch der arme Jan ermordet worden . . . ."

„Darüber wollen wir heute abend nicht länger mehr reden", meinte Dupore. „Ich für meinen Teil komme zu dem Schluß, daß meine erste Frage, ob Herr Jan Kikker Ihnen früher einmal den Hof gemacht hatte und ob Sie Neigung für ihn empfunden hätten, durchaus nicht so unmotiviert war. Aber ich will mich jetzt nicht weiter darüber verbreiten."

„Haben Sie mich noch mehr zu fragen?" antwortete sie sehr von oben herab.

„Nur noch eine Kleinigkeit, die für die gerichtliche Untersuchung von Wichtigkeit ist: Pflegte Ihr Herr Vater sich das Haar zu färben?"

„Ja."

„Und jetzt kommt die letzte, wieder etwas delikate Frage, aber wir müssen alles wissen, und ich habe keine Möglichkeit, einen anderen darüber zu befragen. — Hatte Ihr Herr Vater eine junge Freundin?"

„Schämen Sie sich!"

„In einem kleineren Portefeuille, das er in der Innentasche seines Jacketts bei sich trug, fand ich die Photographie einer jungen Dame . . . ."

„Das ist das Bild meiner verstorbenen Schwester," antwortete sie; „sie war zwei Jahre älter als ich und starb binnen drei Tagen. Sie sind wirklich ein Gentleman, in optima forma . . . Und jetzt wissen Sie auch, warum mein Vater sich später das Haar färben ließ . . ." sie klingelte.

„Ich bitte Sie herzlich, mir meine Ungeschicklichkeit zu verzeihen, und ich danke Ihnen für Ihre Informationen. Dürfte ich mir wohl gestatten, das Schlafzimmer des Verstorbenen noch zwei Minuten in Augenschein zu nehmen?"

„Johann," sagte Klothilde zu dem eintretenden Diener: „Begleiten Sie diesen diskreten Herrn in das Schlafzimmer meines Vaters und führen Sie ihn dann hinaus. Ich bin nun für keinen Menschen mehr zu sprechen."

Nathan Marius Dupore war nach seinem letzten Irrtum etwas unbehaglich zumute; aber ein richtiger Polizeimensch hat eine dicke Haut; und als er sich oben flüchtig umsah, war er in kürzester Zeit wieder getröstet beim Anblick einer leeren Medizinflasche des verstorbenen Herrn Artur Rondeel. Die Flasche war unscheinbar und anscheinend oft benutzt worden.

„Wünschen Sie noch etwas?" fragte der Diener.

„Rasierte der Herr sich selbst?"

„Nein."

„Ließ er sich nie zu Hause rasieren?"

„Nie. Der Chauffeur fuhr den Herrn jeden Morgen zum Friseur."

„Ich danke Ihnen," sagte Dupore und ließ wieder ein Trinkgeld in die Hand des Dieners gleiten, der ihm die Tür öffnen wollte; „ach ja, noch etwas; kennen Sie Herrn René Rana?"

„Herrn . . . ?"

„Verkehrte nicht ein gewisser Herr René Rana hier im Hause?"

„Wie den Namen gehört . . . es gibt hier wohl ein Kolonialwarengeschäft Rana, wo meine Frau manchmal einholt, — aber Rana — ausgeschlossen. Ich kenne alle Freunde und Bekannte des Hauses seit Jahren."

„Danke schön. — Guten Abend!"

Es schlug zehn Uhr.

Müde und unschlüssig blieb der Kriminalkommissar vor dem Hause des Bankiers einen Augenblick in Gedanken stehen. Er fühlte sich sehr abgespannt, atmete laut und hörbar und stieß dann einen tiefen Seufzer aus. Er stöhnte so sehr, daß ein Chauffeur, der gerade um die Ecke kam, sich wie ein barmherziger Samariter bei ihm erkundigte, ob ihm etwas fehlte.

„Meinem ärgsten Feinde würde ich es nicht wünschen, daß er sich so fühlte," sagte Dupore: „ich bin vollständig erledigt . . . ."

„Mein Wagen steht hier dicht bei, und obgleich es mir streng verboten ist — was tut's —, mein Tag ist doch schon so verkehrt, daß es auf ein bißchen mehr oder weniger nicht mehr ankommt. Also kommen Sie nur — ich fahre Sie nach Hause. Aber zahlen sollen Sie dafür nichts, keinen Cent, das sage ich Ihnen gleich . . ."

„Sie kommen mir wie ein Engel vom Himmel," sagte Dupore: „Mögen Sie im Jenseits dafür belohnt werden . . ."

„Hören Sie auf mit dem Jenseits!" sagte der Mann verdrießlich. „Dahin ist mein Herr gerade verzogen. Zehn gegen eins, daß nun das ganze Personal entlassen wird. Wenn ich den Schuft, der das fertig gebracht hat, zwischen die Finger kriegte, bliebe nicht viel von ihm übrig! Das können Sie mir glauben . . . Bitte, setzen Sie sich doch neben mich. In den Wagen hinein kann ich Sie nicht nehmen; man kann nie wissen, wer einem begegnet, obwohl der gnädige Herr selber es sicher nicht sein wird . . ."

„Bei wem sind Sie denn in Stellung?" fragte Dupore, während das Luxusauto sich lautlos in Bewegung setzte.

„Ich war in Stellung," verbesserte ihn der Chauffeur, „bei dem Mann, über den heute alle Zeitungen schreiben . . . Gestern abend hab ich ihn noch mit den zwei Schuften zur Bahn gefahren . . . Das hätte ich ahnen sollen! Einen besseren Herrn hab ich noch nie gehabt!"

„Freundchen," sagte Dupore, „es geschehen noch immer Zeichen und Wunder. Sie kommen mir gerade recht! Und wenn Sie mir ein wenig behilflich sein wollen, so werde ich mich schon erkenntlich zeigen. Ich gehöre zur Kriminalpolizei, und ich habe diese Sache zu führen. Die letzte Nacht und heute den ganzen Tag bin ich mit dieser verfluchten Geschichte beschäftigt, mit diesem unerhörten Skandal . . . Und da Sie ja auf die Schufte solche Wut haben, werden Sie mir gewiß helfen wollen, sie zu fassen."

Mit einem Ruck hielt das Auto an einer stillen und dunklen Stelle mitten auf der Straße.

„Und wenn ich die ganze Nacht dafür aufbleiben müßte!" sagte der Mann. „Wenn ich auf meinen Wagen aufpassen muß, höre ich nur halb! So können wir besser sprechen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Schreibmaschine statt Pinsel

Eine amerikanische Firma hat das Wunder vollbracht: es gibt jetzt eine chinesische Schreibmaschine. Wem das nicht als ein besonderes Wunder erscheinen will, der weiß nicht, daß die chinesische Schriftsprache nicht wie die deutsche über 26, sondern über mehrere hundert Buchstaben verfügt. Tatsächlich ist denn auch die Tastatur dieser Maschine vorläufig noch außerordentlich plump. Es ist, als ob sie die Elefantiasis hätte. Der Erfinder hat denn auch schon selbst eingesehen, daß man sie verkleinern muß, indem man auf eine größere Reihe von Schriftzeichen verzichtet. Zu diesem Zweck sollen eingehende Beratungen mit chinesischen Sprachstudenten gepflogen werden. Der Inhaber des Unternehmens, das die Maschine herausgebracht hat, erklärte, daß in China vorläufig nicht die geringste Nachfrage nach dieser Maschine besteht. Aber das stört ihn als einen tüchtigen Yankee keineswegs. Agenten und Reklame werden das Reich der Mitte schon so lange zermürben, bis es ein willfähriges Absatzgebiet geworden ist. —h.

Chemnitzer Tonkünstlerfest

des Allgemeinen deutschen Musikvereins

Will man auf beschränktem Raume von der Wirkung der einigen 20 Werke, die in den fünf Konzerten des Tonkünstlerfestes zur Aufführung gelangten, einen Eindruck geben, so hat man sich naturgemäß auf die Besprechung des relativ Wertvollereren zu beschränken.

Der Schwerpunkt der musikalischen Produktion liegt heute längst nicht mehr auf dem Gebiet der großen Orchestermusik, die früher unbestritten an erster Stelle stand. Ist bereits während der letzten Jahre die instrumentale Kammermusik mehr und mehr in den Vordergrund getreten, so hat neuerdings auch innerhalb der Vokalmusik ganz entsprechend dem Ueberwiegen der Kammermusik über das große Orchester — die nicht auf große Massenwirkung, sondern auf intime kammermusikalische Feinheit ausgehende Komposition für kleinen a-capella-Chor einen ungeahnten Aufschwung genommen. So war denn auch das wichtigste Erlebnis des Tonkünstlerfestes weder eine Sinfonie noch ein großes orchesterbegleitendes Chorwerk, sondern die Chorvariationen für drei- bis fünfstimmigen gemischten Chor ohne Begleitung von Erwin Lendvai. Aus genauer Kenntnis der vielstimmigen Satzweise der alten Meister und persönlich modernem Musikempfinden ist hier ein neuer, mit der unmittelbaren Frische des natürlich Gewachsenen verbunden Stil entstanden, eine reife und meisterliche Kunst, die ungeteilten, starken Widerhall weckte. Allerdings war auch die Aufführung unter Professor Maherhoff ausgezeichnet, was man leider von der Wiedergabe anderer Werke ähnlicher Art nicht behaupten kann. Madrigale von F. E. Koch und Hugo Herrmann versanken derart in einem Sumpf von Unreinheit, daß sich kaum ein Bild ihrer eigentlichen Gestalt gewinnen ließ.

Unreines Singen der Chöre beeinträchtigte auch die Wirkung der drei größeren Chorwerke mit Orchester, von denen allerdings höchstens ein machtvoll gesteigertes „Tedeum" von dem Schweizer Paul Müller, trotz mancher Einwendungen, die dagegen zu erheben wären, einen gewissen Wert besitzt. Josef Meßner, der Salzburger Domorganist, hat sich an einen höchst unheiligen, von mystischer Sinnlichkeit glühenden Text von Novalis verloren, dem die bürgerliche Atmosphäre seines Musizierens in keiner Weise angemessen ist. Immerhin ziehe ich seine Chorsinfonie „Das Leben", in der doch hin und wieder persönliche Züge aufblitzen, noch bei weitem einer sinfonischen Kantate „Weltfeier" von Karl Weigl vor, in der ein Riesenapparat in Bewegung gesetzt wird, um tatsächlich — nichts zu sagen.

Unter den Kammermusikwerken lenkten eine Sonate für Viola und Klavier von Otto Siegl, die in sich stark genug wäre, um des modernen Dissonanzenaufputzes zu entraten, und ein Streichquartett von Gustav Geierhaas, das zwar noch etwas ungleichmäßig in der Schreibweise ist, aber in Erfindung und Gestaltung persönliche Eigenart erkennen läßt, die Aufmerksamkeit auf sich. Meisterliche Satzkunst und Echtheit des musikalischen Ausdrucks zeichnen das Streichtrio von August Reuß aus, der sich selbst treu geblieben ist. Eine Serenade für sechs Blasinstrumente von Paul Höffer machte mit einem sympathischen jungen Tonsetzer bekannt, der ohne Anspruch auf tiefere Bedeutung aus einfachem thematischem Material knappe Sätze organisch aufzubauen und zu einem abgerundeten Ganzen zu verknüpfen versteht. Mit Max Butting, dessen Kammersinfonie für 13 Soloinstrumente bereits vor zwei Jahren in Berlin einen freundlichen Erfolg errungen hat, finden wir den Uebergang zur Orchestermusik.

Kammerorchester verschiedener Zusammensetzung verwenden zur Begleitung ihrer Klavierkonzerte auch Hermann Reutter und Wilhelm Max Maler, die beide der jüngsten Komponistengeneration angehören. Der erstgenannte ist die weitaus stärkere Begabung. Mag auch manches in dem zweisätzigen Werk noch unausgegoren und dauebengehaben sein, so steckt doch überall echt empfundene, aus innerer Vorstellung entsprungene Musik, die einen Ausgleich des natürlich-tonalen Musikgefühls mit den Mißklangstheorien der jüngsten Zeit anstrebt. Max Maler wirkt demgegenüber recht papieren und phantasielos. Des großen Orchesters, jedoch in feinster Differenzierung seiner Klangmöglichkeiten bedient sich Klaus Pringsheim zur Begleitung dreier Gesänge für Bariton nach Gedichten von Storm, die nicht zuletzt dank dem ausgezeichneten Vortrag Josef Deglers starken Eindruck machten.

Aus der Reihe der reinen Orchesterwerke ist an erster Stelle die Sinfonie von Hermann Ambrosius zu nennen, nicht wegen ihrer Ausdehnung und wegen des großen Aufgebots an orchestralen Mitteln, sondern ihrer Bedeutsamkeit wegen. Bedeutsam ist sie vor allem deshalb, weil sie entgegen häufig geäußerten Anschauungen den Beweis erbringt, daß sich auch heute in der „erschöpften" Sinfonieform noch mancherlei Neues und Eigenes sagen läßt. Freilich scheint der Komponist seiner innersten Natur zuweilen Zwang anzutun und sich sozusagen über sich selbst hinaus zu recken, um der großen Form und des großen Stils etwa im Sinne Gustav Mahlers völlig Herr zu werden. Aber eine starkerfinderische und konstruktive Begabung ist zweifellos vorhanden, die vielleicht nur noch auf den etwas krampfigen Willen zur Größe zu verzichten brauchte, um ein völlig homogenes, in sich geschlossenes Kunstwerk zu schaffen. Einer der Jüngsten, Berthold Goldschmidt, ließ ein Ouvertüre zur „Komödie der Irrungen" hören, die, ohne gedanklich irgendwie Neues oder Bemerkenswertes zu bringen, durch die Gewandtheit der Beherrschung des Zeitstils überrascht. Sehr beachtenswert ist die Dirigierbegabung des 30jährigen Korrepetitors unserer Staatsoper, Bischoff (Rondo), v. Waltershausen (Sinfonie „Hero und Leander") und Wetzler (Legende „Assisi") gehören der älteren Generation an, die es ablehnt, ihre Eigenart und ihre Schreibweise dem Zwang von Modetorheiten zu unterwerfen. Sie können summarisch als individuelle Fortsetzer der sogenannten „neudeutschen" Orchestermusik gekennzeichnet werden, jeder in seiner Art ein Könner und eine Persönlichkeit, die etwas zu sagen hat und aufgeführt zu werden verdient. „Neues" im eigentlichen Sinne des Wortes ist von ihnen aber nicht mehr zu erwarten.

Das im Grunde ziemlich dürftige Ergebnis der Konzerte wurde durch die Mittelmäßigkeit der meisten Aufführungen noch unterstrichen. Der städtische Generalmusikdirektor Oskar Malata ist ohne Zweifel ein tüchtiger Kapellmeister, doch fehlt ihm der höhere Schwung und die Erziehergabe, sein Orchester auf ein künstlerisch höheres Niveau zu heben. Das Chorwesen krankt an einer allzu großen Zersplitterung, zumal eine entsprechende Zahl brauchbarer Führerpersönlichkeiten nicht vorhanden zu sein scheint. Wäre das an sich gute Stimmaterial und die augenfällige Sangesfreudigkeit der Chemnitzer Bürgerschaft unter einer kundigen Hand vereinigt, so könnte Vorzügliches geleistet werden. Selbst die Kammermusikvereinigungen, darunter auch eine Münchener, standen diesmal nur auf durchschnittlicher Höhe. Nur einige Gesangs- und Instrumentalsolisten, die hier einzeln zu nennen nicht notwendig ist, ragten hervor.

Fast wesentlicher als die „Ausstellung" neuer Musikwerke war in diesem Jahre die Verhandlung wichtiger, das öffentliche Musikleben berührender Fragen in besonderen Versammlungen des Vereins. Es wird sich hoffentlich Gelegenheit bieten, auf einige dieser interessanten Themen in diesen Spalten zurückzukommen.

Dr. Heinz Pringsheim.